

An mein Kind.

Komm, sieh mich an mit deinen Augenkernen,
Dass hell mir wird der graue, trübe Tag:
Aus deinem süßen Lachen kann ich lernen,
Dass jeder Tag mir Freude bringen mag.

Denn so viel Frohsinn liegt in deinem Herzen,
Von dem du mir mit reichen Händen gibst —
Bringt mir das Leben manchmal bitter Schmerzen,
So zeigst du doch gelt mir, wie du mich liebst.

Dein weiches Kinderherz will Trost mir geben —
Wie oft hast du mich wieder froh gemacht,
Wenn leis sich deine langen Wimpern heben
Und aus den Augen heller Himmel lacht.

Von E. Collani.

Sonnet.

Roman von Rudolf Eich.

(Fortsetzung) Nachdruck verboten.

Ein Diener meldete die Ankunft des Staatsanwalts.
Dieser wurde sofort eingelassen und berichtete, dass er die
umfangreichsten Nachforschungen betreffs des Attentats aufgestellt
und Folgendes ermittelt habe: Gestern, spät am Abend, seien
die Geschwister Seligmann mit zehn Juch Ochsen im Kammer
eingeführt und hätten die Abfahrt gehabt, am Morgen Tillack
wieder zu verlassen. Von einem weiten Morich ermüdet,
hätten sie bis in den hellen Morgen hinein geschlafen. Als sie
endlich erwacht und mit der Fütterung ihrer Ochsen zu Ende
gewesen seien, hätte es wohl eine Stunde gedauert, bevor sie in
der Gaststube ihr Frühstück und ihre Rechnung erhielten. Als
sie sich dann angezogen hätten, mit ihrem Vieh das Gehöft zu
verlassen, habe der Wirth sie auf die Treppe Menschenanammlung
aufmerksam gemacht und ihnen versichert, sie könnten jetzt un-
möglich den Marktplatz und die Hochgasse passieren, ohne sich
großen Unannehmlichkeiten auszusetzen, er rate ihnen dringend,
die Ochsen in der Thorsahrt anzuhalten, den Hochzeitszug erst
vorüber zu lassen und dann die Reise fortzusetzen. Die Ge-
schwister Seligmann hätten den Eindruck empfunden, als habe
Winter sie absichtlich hinhalten wollen, damit sie noch ein zweites
Frühstück bei ihm verzehrten. Sie hätten sich auch überreden
lassen, wären aber im Gehöft bei ihrem Vieh geblieben.
Dort seien zwei halbwildige Burischen zu ihnen getreten und
hätten sich erhoben, die Thorschlüssel zu öffnen, sobald der Zug
vorüber sei. Sie wären gern auf das freundliche Anerbieten
eingegangen, aber zu ihrem Entsetzen hätten die beiden Scherwe
das Thor aufgerissen und unter Geschrei und Schlägen die
Ochsen gerade in Augenblick hinausgetrieben, als der Zug in
die Rammingasse eingewandert gewesen sei. Vor Schrecken und
Bestürzung sassunglos geworden, hätten sie den hochhaften
Ueberrfall nicht mehr verhindern können. Die beiden Nebel-
thäter aber seien — Joch Winter, der älteste Sohn des Kam-
merwirths, und der junge Fechter Othmar von Sonnet gewesen.

Als der Staatsanwalt hier seinen höflichen Bericht unter-
brach, um einige tiefe Athemzüge zu thun, warf der ungeduldige
Graf die Frage auf: „Und der alte Winter? Köst sich seine
Mitschuld nicht erweisen?“

Nach meiner langigen Ueberzeugung ist er der intellektuelle
Ueberrfall des schändlichen Streichs“, erwiderte der Beamte, „aber
beweisen läßt sich das nicht. Ich habe die beiden Knaben ein-
zeln verhört und jeden eine Falle zu stellen gesucht, aber beide
sagten gleichlautend aus, sie seien ohne jede Beeinflussung auf
den Einfall gekommen, den Hochzeitsgästen einen Schabernack zu
spielen. Ueber die Folgen des Streichs hätten sie sich keine Gedan-
ken gemacht. Doch der Kammerwirth daran irgend einen An-
theil gehabt, stellen sie mit Entschiedenheit in Abrede.“

„Ist Othmar hier im Hotel?“ fragte der Graf, und als der
Staatsanwalt erwiderte, er sitze unter der Bewachung eines
Gendarmen draußen auf dem Platz, beschloß die kleine Ver-
sammlung, den Ueberrfallern nochmals zu verhören.

Der Knabe wurde herbeigeführt. In des Bischofs Ueber-
nehmung lag nichts Wildes und nichts Trotziges in Othmars
Gesicht. Er war hoch aufgeschossen, hatte eine freie Haltung und
seine grauen glänzenden Augen blühten bald grell, bald verträumt
unter dem weichen, welligen Blondhaar hervor, das seine Stirn
umflaute. Er grüßte seine gestrigen Richter mit einer kurzen,
schüchternen Bewegung; als ihn sein Stiefvater aber in scharfem,
herrlichem Ton anredete, blickte er sich auf die Lippen und schloß
die Augen.

„Warum hast Du die Ritterakademie verlassen?“ fragte der
Graf, und als Othmar schweigend, sagte er in gereiztem Tone
hinzu: „Was hast Du hier zu suchen?“

Othmar beachtete nur die letzte Frage, sah den Grafen
furchtslos an und antwortete: „Mein Recht.“

„Dein Recht?“ Des Grafen Miene drückte Spott und
Ueberraffung aus. „Auf was?“

„Auf meine Gelmaß.“

Die seltsame Antwort verwirrte den Grafen und er überließ
es dem Rektor Holzer, die Frage zu stellen was Othmar zu
Ueberraffung an dem Bubenstück in der Rammingasse bewogen habe.

Dieser nagte an der Lippe und schweigend.
Nun sagte der Bischof in mildem, väterlichem Tone: „Du
hast Dich gewiß durch fremde Einflüsterungen verleiten lassen,
mein Sohn. Bitte, sag uns, von wem ging der Plan zu
diesem Streich aus?“

„Von mir, von mir ganz allein! Ich hab' Joch Winter
dazu überredet.“

An der Hast und dem herausfordernden Ton dieser Er-
klärung erkannte der Bischof, daß Othmars Entschluß, den
wahren Anstifter zu verlegen und alle Folgen auf sich zu

nehmen, unerschütterlich sei; er fuhr daher in ruhigem Tone
fort: „Und aus welchem Grunde führtest Du diesen hochhaften
Ueberrfall aus; der leicht die schrecklichsten Folgen für unglück-
liche Personen hätte haben können? Dein Vater hinterließ Dir
als das kostbarste aller irdischen Güter einen edlen, hochgeschätz-
ten Namen, warum willst Du ihn bestechen und entwürdigen?
Ich weiß, wie leicht Knaben Deines Alters jedem Impuls ge-
horchen, weil ihnen Ueberrlegung fehlt. Jede That, auch die
schlimmste, kann vergeben werden, wenn der Erkenntniß der
Schuld die Reue folgt. Sag' uns ehrlich mein Sohn, bereue
Du Deine Schuld?“

Othmar war bleich geworden, blickte zur Erde, und in
seiner Haltung und Miene prägte sich ein schwerer innerer Kampf
aus, schon zuckten seine Lippen, um mit einem lauten Ja zu ant-
worten, da setzte der Graf in strengem Tone hinzu: „Und bist
Du bereit, ein offenes Bekenntniß abzulegen?“

Jetzt warf er den Kopf zurück, ein Blick, der einer blitzenden
Schwertklinge gleich, traf den Grafen und er rief trotzig aus:
„Ich bereue nichts und ich will die Folgen tragen!“

Dann wirt Du mit Deinem Freunde Joch Winter in den
Kammerwirths speisieren“, rief der Graf in drohendem Tone, und
Othmar erwiderte: „Ich bin bereit!“

Dem Grafen stieg das Blut zu Kopf und die langverhaltene
Reidenschaft schäumte in seinem Innern auf, als er sich Othmars
Trot gegenüber ohnmächtig sah. Zu zorniger Erregung hob er
die Faust und rief: „Nichtswürdiger, ich sollte Dich für diese
Freiheit strafen.“

Ein leiser Aufschrei erkundete und eine weiche Hand legte sich
auf den Grafen Arm. Maria war blüchelnd aus einer
dunklen Ecke hervorgetreten und sagte in lebendem Tone:
„Nicht heftig werden, Vater!“



Alfred Krupp,
Begründer der Offener Waffenindustrie,
zur Feier seines 100. Geburtstages

In peinlicher Ueberraffung blickte der Graf auf seine junge
Frau und bemerkte großmüthig: „Wie kamst Du herüber? Hast
Du dem Richter begehohlet?“

Sie nickte und sagte entschuldigend hinzu: „Die Gäste ver-
wischen Dich.“

Die Verhöhnung dieses Tagewortes kann auch den Ge-
duldigen zu Wuth reizen“, bemerkte der Graf trocken, und
aber weit von Othmar zurück und setzte unwirsch hinzu: „So
mag sich sein Schicksal erfüllen. Hören Sie ihn hinaus.“

Die letzte Bemerkung galt dem Gendarmen, der mit Oth-
mar das Zimmer betreten hatte und es jetzt wieder mit ihm
verließ.

„Was in aller Welt ist nun zu thun?“ rief der Graf und
trat dann an den Tisch zurück den er bei Othmars Erscheinen
verlassen hatte. „Sie sehen den Trotz des Burischen! Er ist
schlimmer als ein jüdischer Gel. Ich kann den hochhaften
Streich doch nicht ungestraft hingehen lassen, erheben Sie, Herr
Staatsanwalt, jedoch Anklage wegen groben Ungehorsams, so werde
ich in Mitleidenschaft gezogen. Sie begreifen, wie sehr es mir
widerstrebt, meinen Namen und gar meine Person in einen
solchen Prozeß verwickelt zu sehen.“

Der Domdechant, ein wohlbeleibter Herr von glittigen
etwas phlegmatischem Wesen, legte seine Zigarre aus der Hand
und bemerkte: Da die fatale Angelegenheit auch mich und
meine Gemeinde verliert, so darf ich mir vielleicht zu erit er-
lauben, meine Ansicht auszusprechen. Diese geht dahin, jeden
Strafantrag zu unterlassen und zwar aus zwei Gründen. Be-
vor ich hier ins Amt trat, hatten sich in Sillach, aus Ursachen,
die ich unerörtert lassen will, die religiösen Gegensätze in der
Bürgerchaft derart verschärft, daß es fast schien, als solle der
dreißigjährige Krieg in den blutigen Schlägereien der protestan-
tischen und katholischen Jugend noch ein spätes Nachspiel finden.

Meinen Bemühungen und — was ich freudig anerkennen muß
— auch denen des Pastors Ely, der hier in der protestantischen
Kirche den Nachmittagsgottesdienst ist es gelungen, Frieden zu
stiften und einen modus vivendi zwischen den Parteien herzu-
stellen. Würde nun ein Strafverfahren gegen den Kammerwirth
und dessen Sohn eingeleitet, so könnte dies zu neuen Reibungen
und vielleicht gar zu ernstlichen Konflikten führen, denn Winter be-
sitzt, trotzdem er ein ungeschickterer Patron und rechter Volks-
mann ist, einen starken Anhang bei den Biermachern und Streit-
wächtigen dieser Stadt. Nun handelt es sich hier um ein
Bubenstück, das in den Augen aller anständigen Leute sich selbst
richtert. Da nun — Gott sei es gedankt! — kein Theilnehmer
des schönen Festes ernstlich verletzt wurde, so meine ich, es

kann unserem Ansehen und dem Frieden dieser Stadt
nur zuträglich sein, wenn wir mit schweigender Ver-
achtung darüber hinweggehen.“

„Das hieße eine bedauerliche Schwäche zeigen!“ rief der
Rektor mit schallender Stimme ein. Der Bischof aber dümpfte
des freitharen Pädagogen Vorhos durch den Einwurf: „An
wem sollen wir denn unsere Stärke erweisen? An zwei dummen
Jungen? Nein, Herr Rektor, ich stimme vollkommen der
milden Auffassung unseres Dechanten bei. Stellen wir keinen
Strafantrag, so wird kein Verständiger uns das als Schwäche
anzulegen, unsere schweigende Verwägung muß vielmehr die
Standhaftigkeit bezeichnen, der Frieden dieser Stadt bleibt
gewahrt und dem jungen Ehepaar erspart wir manchen Ärger.“

Des Bischofs Kundgebung fand die lebhafteste Zustimmung
des Kommerzienraths Monticelli und der Rektor streckte mit
einem „Cedo majori!“ die Waffen.

Nun, auch ich füge mich gern den Vorschlägen, die von so
verehrungswürdiger Seite kommen“, versetzte der Graf im Tone
der Enttäuschung. „Nichts in der Welt ist mir so verhasst, wie
ein öffentlicher Skandal. Was aber soll ich mit Othmar be-
ginnen? Der Burische befindet sich in den Fieselsjahren, ist voll
böser Instinkte und bedarf einer festen Hand, die seine Unge-
schickten zügelt und ihn auf den rechten Weg leitet. Ich sehe
mich da zu außer Stande, denn erstens besitze ich gar kein Er-
ziehungstalent, und dann gedente ich auch mit meiner jungen
Frau — er warf dieser einen zärtlichen Blick zu — „den Winter in
Rom und München zu verleiden. Meinen Schwiegersohn kann
ich wohl auch nicht zumüthen, einen so schwierig zu
behandelnden Knaben bei sich aufzunehmen. Wenn möchte ich
einen hohen Preis zahlen, falls ein tüchtiger Pädagoge sich ent-
schließen könnte, ihn in sein Haus und seine Familie aufzu-
nehmen.“

Nun, da wäre vielleicht Freund Holzer der rechte Mann“,
warf lächelnd der Dechant ein. „Er versteht sich auf wider-
borstige Naturen.“

„Ich wage Ihnen nicht den Antrag zu stellen, Herr Rektor“,
bemerkte der Graf, „obgleich ich das höchste Vertrauen in Ihre
Energie und Einsicht setze. Ihre Familie ist groß —“

„Aber es findet sich noch ein Stübchen in meinem Haus
und ein Platz an meinem Tisch“, fiel der Rektor in raschem
Entschluß ein. „Wollen Sie mir Ihren Stiefsohn anvertrauen,
Herr Graf, dann soll es mein Bestreben sein, ihn als Schüler
und Mensch zu fördern. Ich gestehe, daß mich die Aufgabe
reizen würde, diese verwilderte Natur zu läutern und ihr alle
Kräfte auszureiben.“

Dem Grafen erschien diese Lösung unerquicklicher Ver-
wicklungen als die denkbar glücklichste. Er bot dem Rektor,
Othmar gleich mit sich zu nehmen und alle Ansprüche für
Kost und Verpflegung bei der gräflichen Kautelkasse zu erheben.
Jede Forderung des Rektors sei im Voraus bewilligt und er
werde seinem Rentmeister sofort Anweisung geben, diese zu be-
gleichen. Mit einer dankbaren Bewegung reichte er dem wackern
Schulmann seine schlaffe, wohlgepflegte und mit einem blitzen-
den Solitär geschmückte Hand hin. Dieser ergriff sie schmerzlos
und preßte sie so heftig, daß der Graf einen leisen Aufschrei
nicht unterdrücken konnte. Unter Holzers biederem Händedruck
hatte sich der schwarze Solitär so in den Mittelfinger eingegraben,
daß dieser blutete. Der Graf betupfte die blutende Stelle mit
seinem Taschentuch, und als Holzer am Entschuldigend bot,
schickte er wieder und sagte: „Ihr Händedruck bürgt mir
dafür, daß der Fingerring Othmar in die Hand eines Dreißers
gelangt ist. Endlich wird er seinen Meister finden.“

„An der nötigen Strenge soll's nicht fehlen —“ Bei
dieser Versicherung des Rektors glitt ein Schatten über Marias
Gesicht und während sie sich auf den Arm lehnte, den der Graf
für sie reichte, bat sie leise: „Zeigen Sie weniger Strenge als
Güte, Herr Rektor, bedenken Sie, daß Ihr Pflichten seit Jahren
verwaist ist. Bitte, erzeigen Sie ihm das Vaterland.“

„Nach Kräften, meine Gnadige. . . .“ Halten Sie sich ver-
sichert, daß ich Alles thun werde —“ Der Rektor verstummte,
denn Maria's Blick überdeckte bereits die Schwelle.

Der Bischof, welcher die Bitte gleichfalls vernommen hatte,
sagte beim Verlassen des Salons mit leiser Schwermuth zum
Dechanten: „Ist es nicht fesselt, daß gerade wir es so oft er-
fahren, wie viel Güte sich in Frauenherzen birgt? Und von
der Güte mußte selbst der dem Nationalismus zustrebende
Liedge bekennen:“

„Die erhab'ne stille Güte
Säuber Seelen — ist sie nicht
Die heiligschwärzte Mühe,
Die von höhern Selten spricht?“

Drittes Kapitel.

Othmar von Sonnet betrat das Haus des Rektors mit
dem Gedanken: Wann werd' ich wohl dieser Strafanstalt wieder
entwischen? Das Haus war geräumig, sah aber wenig einladend
aus. Als Othmar an des Rektors Seite über den Handstreich
schritt, läute ihnen aus der offenkundigen Thüre eines Zimmers
wüster Lärm entgegen. Dampfe Schläge, Geschrei aus vielen
Kehlen und helles Gedächter schwirren durcheinander.

„Aha“, sagte der Rektor mild lächelnd, „die Bande tollt
sich im Musikzimmer aus.“ — Als er den Tummelplatz des
Bande betrat, sah er, daß seine Söhne und Töchter im Verein
mit einigen Nachbarskindern eifrig dabei waren, das Tafel-
flavier zu erklettern und dann von dessen Deckel herabzuspringen.
Die kleinsten seiner Sprößlinge aber hingen an den Klängen
zweiter Thüren, die sie als Schaukel benutzten. Die „Bande“
war derart vom Spielvergnügen befeuert, daß sie die Eintretenden erst
bemerkte, als der Rektor mit dem Bambus auf den nahelstehenden
Tisch schlug. Er ging selten aus, ohne seinen Stock mit dem
Titel zur Hand zu nehmen: „Wir fehlt der Arm, wenn mir
die Waffe fehlt.“

Als der Lärm verstummte, stellte er den Kindern den neuen
Hausgenossen vor und befahl dann seinem ältesten Sohn Clemens
ihn zu folgen. In seinem verstaubten Arbeitszimmer saß der
Rektor eine seiner langen Pfeifen in Brand und prägte dann
Othmars Kenntnisse. Diese Prüfung fiel glücklich aus. Es ergab
sich, daß der dreizehnjährige Clemens im Latein und der
Mathematik weit besser bewandert war als Othmar, und des

Rektor tief zum Schluß unruhig aus: „Läßt Du von der Ritterakademie Dein Schulgeld wiedergeben, mein Junge, denn Du hast nichts gelernt. Ich will Dich in der Tertin aufnehmen, werde aber durch Nachhilfstunden die Lücken Deines Wissens ausfüllen müssen.“

Es begann nun für Dithmar eine schwere Zeit. Begehrlich mühte er sich ab, in die Geheimnisse der lateinischen und griechischen Grammatik einzudringen. Des Rektors cholertisches Temperament machte ihn während der Unterrichtsstunden vollkommen begrifflos. Auch das Zusammenleben mit der lärmenden Kinderknechtung behagte ihm durchaus nicht, er suchte daher — trotzdem es ihm streng verboten war — das Winterische Haus auf, wo er bei Euchen, der Tochter des Wirts, Teilnahme und Trost fand.

In der Klasse täuschte er die Lehrer durch Schülertexte über seine mangelhaften Kenntnisse in alten Sprachen. Mit schleichem Eifer aber vertiefte er sich in die Weltgeschichte und bald überragte er auf diesem Gebiet seine Mitschüler so sehr, daß sie ihm den Ehrennamen „Historikus“ gaben. In seinen Freistunden suchte er die in der Umgebung von Sillach gelegenen Wälder auf und an den einsamsten Orten ließ er sich nieder, um mit dem Heißhunger einer jungen Seele Romane zu verschlingen. Es war nicht die beste geistige Nahrung, die er aus der kleinen Leihbibliothek des Städtchens bezog, aber sie entsprach ganz seiner Neigung. Er schwelgte in den Werken des älteren Dumas, Eugén Sues und Walter Scotts und die wunderbaren Schicksale des Grafen von Monte Christo oder der drei Musketeere erregten seine Phantasie, verfolgten ihn bis in seine Träume hinein und steigerten seine brennende Begier nach abenteuerlichen und wunderbaren Erlebnissen. Als die Perisikarne den Wald einflutet hatten und die Abenddämmerung früh herankam, schloß er seiner Lieblingslektüre nach dem Abendbrot in seiner ungeheizten Stube. Statt seine Schularbeiten zu machen, las er halbe Nächte hindurch, denn er ließ sich nicht legen und die brennende Lampe auf sein Nachtschiffen stellte. In seiner Kammer entfaltete die Vektorin, welcher der starke Personenerwerb ihres Pfleglings aufgefallen war, seine heimliche Ausschweifung auf verbotenen Gebieten. Der Rektor hielt dem Sünder eine fulminante Strafpredigt und verurteilte ihn die Quelle literarischer Genüsse.

Von allen Lehrern des Progymnasiums war Dithmar der Häußer Vinz aus Koblenz der unpopulärste, nicht nur, weil sich dessen Erscheinung mit seinen schlichten und heitersten Kindheitsgedenken verwech, sondern weil dessen Milde und Güte ihn rührten und weil es ihn empörte, wie diese von den Fröhlichen unter seinen Mitschülern mißbraucht wurden. Nachweiler war am Fuß des Schlosses Souned und drei Wegstunden von Sillach gelegen. Vinz aber kam dreimal in der Woche nach der Kreisstadt, theils um am Sonntag die Nachmittagspredigt zu halten, theils um den protestantischen Schülern des Progymnasiums Religionsunterricht zu erteilen. Er war ein hagerer Mann mit auffallend langen Beinen. Diese begleiteten ihn, den Weg von Koblenz bis Sillach so rasch zurückzulegen, daß ihn seine Schüler den Schnellläufer nannten. Er stand im Alter von etwa fünfzig Jahren, hatte rothes, stark gelächertes Haar, und sein schmales Gesicht, aus dem die lange Nase wie ein Orfer hervorsprang, war mit Sommersprossen bunt gesprenkelt. In diesen unshönen Gesichtszügen lag ein heftiges, die mit dem Glanz und vertrockneten Ausdruck von Amdenungen in die Welt hineinschauen und die selbst am anstehenden konnten, wenn ihm das Herz warm wurde. Vinz war eine begeisterungsfähige Natur, aber es bildete den großen Schmerz seines Lebens, daß er weder auf der Kanzel noch dem Lehrstuhl seinen starken Empfindungen den passenden Ausdruck geben konnte. Sein Organ hinderte ihn daran. Sobald sich eine große Seelenbewegung in seinem Innern vollzog, sang seine Stimme entweder heiser, oder sie schnappte über. Die außerordentliche Leidenschaft würgte ihm die Kehle zu und erstickte den Ton.

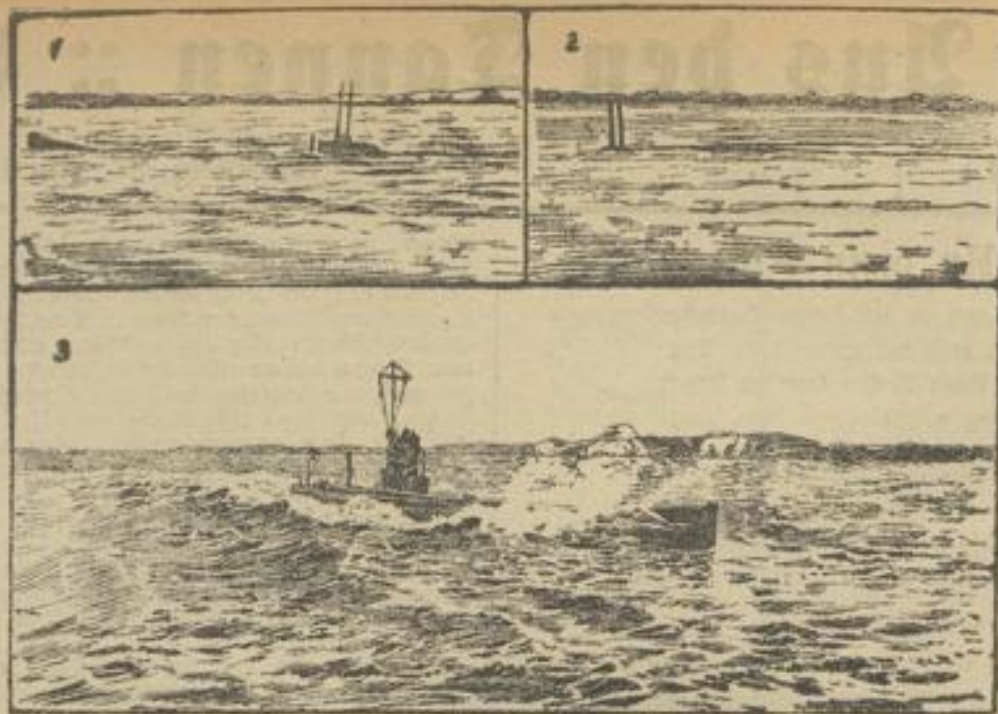
Dithmars Mitschüler hatten zu Hause oft gehört, daß Vinz als Konzeptionsredner ein langweiliger Patron sei. Wie die Alten jungen, so zwischerten die Jungen. Weil die jungen Burken des Pfarrers aus reiner Hezengüte entsprangene Rücksicht für Schwäche nahmen, so trieben sie in der Kirche Alotria und spielten ihm in den Unterrichtsstunden allerlei Posen, durch die der Gesagte in die peinlichste Verlegenheit kam. Dithmar sah, daß dieselben Buben, die vor dem Rektor Holzger zitterten, Vinz grunzen quälten. Eines Tages hatten zwei Langenichte die eiserne Klinke an der Außenseite der Thüre stark erhöht, kurz bevor Vinz das Klassenzimmer verließ. Als der arglose Lehrer sich nun die Hand verbrannte und einen Schmerzenslaut ausstieß, wußten die Schüler sofort alle, daß wieder ein Schelmenstreich verübt worden sei. Vinz mußte, da er die heiße Thüre nicht noch einmal eröffnen mochte, auf eine Unterfuchung des Außenreichs verzichten und ging seines Weges. Als nun die beiden Schelme sich ihrer That bräuteten, erhobte Neherzahl der Schüler ein Triumphgeschrei. Dithmar war wie entzückt. „O, Ihr Feiglinge!“ schrie er der jubelnden Horde zu. „Dem einzigen Lehrer, der Euch Vertrauen und Liebe entgegen bringt, beweißt Ihr, daß Ihr Schelme seid. Ausweichend sollte man Euch!“

Der Jubel verstummte, aber die Gescholtenen waren nicht geneigt, sich den Spaß verderben zu lassen, und wandten sich gegen den Moralprediger. Jost Winter rührte sich als intellektuelle Urheber des Schelmenstreichs durch den Vorwurf seines Freundes besonders getroffen. „Oho!“ rief er Dithmar zu, „schimpfen sie!“ Ich und nicht — und von Dir am allerwenigsten! Du hast Holzger nach einem Schabernackspiel — — —“

„So dem Ihr zittert und Euch in ein Maulloch verkrücht. Ja, jetzt sehe ich ein, daß der Rektor Euch nach Verdienst behandelt.“

Jost wollte den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen und wandte sich auf Dithmar los, während seine Genossen in ein wildes Geschrei ausbrachen. In diesem kritischen Moment kaufte ein Stoßschlag auf Josts Arm nieder und gleich darauf stol die ganze Horde entsetzt auseinander, denn der Rektor stand mitten unter ihnen. Durch die lauten Stimmen der Streitenden gezogen, war er ins Zimmer getreten und die heiße Miene hatte ihn sofort über die Ursache des Lärms aufgeklärt. Obgleich er nun seinen Kollegen Vinz als Pädagogen verdächtete, so legte er der Disziplin doch einen zu hohen Werth bei, als daß er die Art, wie die Schüler die Schwäche ihres Lehrers auszunutzen, hätte ungehindert hingehen lassen dürfen. So ging er denn mit den Wehklagern streng ins Gericht, und als er ihnen das Befundurtheil erstreckt hatte, daß Jost Winter der Urheber der großen Unkeuschheit sei, entließ er ihn mit der Drohung, daß er bei dem nächsten Vergehen ausgehoben werde.

Fortsetzung folgt.



1) „U.5“ taucht auf. 2) „U.10“ unter Wasser. 3) „U.8“ über Wasser in voller Fahrt. Bilder von der deutschen Unterseebootflotte.

Was ist garantiert reiner Bienenhonig?

Bei der großen Bedeutung, die der reine Honig sowohl als Genussmittel wie auch als beliebtes Volks-Heilmittel bei einer ganzen Reihe von Krankheiten besitzt, dürfte es für weite Kreise von Interesse sein, sich über diese Frage klar zu werden.

Nach der Entscheidung des Reichsgerichts ist alles, was den Bienenwagen durchwandert hat, Bienenhonig oder unverfälschter Honig im juristischen Sinn. Streng genommen versteht man unter Honig nach den Vereinbarungen deutscher Nahrungs-mittelchemiker und des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, den von den Arbeitsbienen aus den verschiedensten Blüten aufgefangenen und in dem Honigmagen der ersten verarbeiteten Saft, welcher in den Waben zum Zweck der Ernährung der jungen Brut abgeschieden wird. Dies wäre kurz gesagt die Definition des Blütenhonigs. Wenn aber infolge der Ungunst der Witterung die Bienen die Blüten nicht besuchen können, der Zucker Zucker füttert, und zwar nicht nur so viel, als die Bienen zur Erhaltung des Lebens nötig haben, sondern auch die verordnete Zuckerlösung wiederum als Honig gewohnt und zum Verkauf bringt, so ist das gewiß kein Blütenhonig, aber immer noch ein Bienenhonig, dessen Verkauf nach der Entscheidung des Reichsgerichtes als ungefählicher Honig statthaft ist. Das Amtsgericht Augsburg hat zwar kürzlich diesen Standpunkt verlassen und sich dahin ausgesprochen: „Gegen den Verkauf von solchem „Zuckerhonig“ ist an sich nichts einzuwenden, da eine Nahrungsmittel-fälschung nicht vorliegt, nur darf er nicht als „garantirt reiner Natur- oder Bienenhonig“ bezeichnet werden, weil er das nicht ist, und ein Verkauf unter dieser falschen Bezeichnung und zum Preise von wirklich reinem Honig als ein Betrug anzufassen ist.“ Diejem Urteil muß jeder ehrliche Zucker zustimmen.

Eine weitere Honigsorte, die nicht vom Reklar der Blüten stammt, ist der Blattlaushonig. Er geht allerdings nicht unter dieser etwas wenig einladenden Benennung in die Hand des Konsumenten über, sondern meist als Waldhonig, Gebirgshonig u. In trodenen Jahrgängen, speziell im verlassenen Spätsommer, ist alles Grün der Laub- und Nadelholz-bäume der Wälder wie mit einem glänzenden Lack überzogen, es ist der Honigtau, herrührend von den Exkrementen der Blattläuse. Im vergangenen Jahre gediehen die Blattläuse in den Wäldern wie selten, Laub- und Nadelholzbäume trieten förmlich vom Honigtau und die dort ansässigen Zucker wächter eine Honigernte wie seit Jahren nicht, denn die eusigen Bienen verarbeiten diese süßen Exkremente der Blattläuse zum dunklen Wald- oder Gebirgshonig. Natürlich ist dies wieder kein Blütenhonig, derselbe darf z. B. in den Ver. Staaten Nordamerikas nur als Honigtauhonig, nicht dagegen als Blütenhonig verkauft werden. Sehr viele Honiggesser ziehen übrigens diesen dunklen Waldhonig wegen seines herben Geschmacks dem milden, reinen Blütenhonig vor. Vielfach ist auch die Meinung verbreitet, die dunkle Farbe rühre vom Eisengehalt her und sei deshalb für Blutarme besonders empfehlenswert. Das sicherste Unterscheidungsmerkmal für Blüten- und Blattlaushonig für den Chemiker besteht darin, daß ersterer den polarisierten Lichtstrom nach links und letzterer nach rechts dreht.

Aus Obigem geht hervor, daß Bienenhonig ein Begriff ist, welcher sich durchaus in keinen engen Grenzen bewegt, anders schon liegt es beim Blütenhonig, dessen Herkunft enger begrenzt, sein ein-wandfreier Nachweis dagegen sehr erschwert ist.

Allerlei.

Eine Sammlung lustiger Martereln hat Rudolf Greinz in einem kürzlich erschienenen Büchlein herausgegeben. Dieses ist bei L. Staackmann in Leipzig erschienen. Es seien einige Proben der selbstverfertigten Greinz'schen Martereln wiedergegeben:

Ein alter Römerspruch taucht mit einem neuen Gesicht auf:

„Christliches Andenken an Barthasar Stump, Er war ein rechter Haderlump. Doch soll man nach ihren Erdentagen Ueber die Toten nur Gutes sagen.“ Und hier eine erschöpfende Biographie: „Lorenz Holzger, Brautnecht beim Garberbräu, Ehrlich, fleißig, bieder und treu, Im übrigen ein rechter B'uff — Es geht halt nicht anders bei diesem Beruf.“

Tirolerisch kann man es „Lommodos Christentum“ nennen, wenn ein Marterl die übliche Sitte um ein kurzes Vaterunser des Wanderers begründet:

„Uns armen Seelen hilf's in unserm argen G'trett, Und du hast so was bald und leicht gebet'!“

Ehre dem Ehre gebührt:

„Nikolaus Borderegger, Bürgermeister allhiero durch 20 Jahr,

Obwohl er kein besonderes Geisteslicht war; Jedoch ist uns in den Jahren allen Kein Gescheiter zum Bürgermeister eingefallen. Zur christlichen Erinnerung, sowie in Ansehung dieses Umstandes gewidmet von der Gemeindevorsteherung.“

Und der Herrgot wird um Vorlicht gebeten:

„Hier schlummert der Sonntagsjäger Laver Brumüller seinen ewigen Schlaf. Der nie ein Bild von vorn, doch stets die Treiber von hinten traf.

O lieber Gott, gib ja kein Gewehr in die Hand diesem Jägermann.“

Annige Trauer um die oft von schlechten Bienen verleumdete Schwiegermutter spricht aus der Totenklage:

„Christlicher Wanderer, bezähme deiner raschen Schritte Eil!“

Da drunten ruht meiner Schwiegermutter sterblich Leif.

Barbara Biffig hieß sie und starb an einer Wurst. Ich empfehle anheimt auf dieses Leichensteins frommer Stiftung,

In tiefer Trauer Tränen aufgelöst und schier zerfließen.

Zur gefälligen Darnachachtung allen meinen Leidensgenossen

Das edle Leichenreigenschaft von A. G. Schweinebarm, Das mich erlöset hat aus meines Lebens größtem Schmerz und Harn.“

Zum Schluß sei noch die merkwürdige Grab-schrift beachtet, die der Dichter einem Lebenden gewidmet hat. Zur Erklärung: Von den bösen Deutschen werden die Fischechen ob ihrer dicken Schädel verleumdet. Aber ein Dickkopf kann von reellem Wert sein:

„Hier hat der Herr von Wondratschel, Aus Tschanslaus Wohlgeboren, Der reiste im Tirolerland, Das Gleichgewicht verloren. Er stürzt' auf harten Fels — o Graus! Hinunter tief, den Kopf voraus. Der Fels bekam ein großes Loch, Der Wondratschel lebt heute noch.“

Ein Denkmal für den Telegraphisten der „Titanic“. Aus London wird gemeldet: Der „Klub der Offiziere der englischen Handelsflotte“ hat in seiner letzten Sitzung eine bemerkenswerte Anregung gegeben, die er in einem Aufrufe allen Völkern nahebringen will. Für einen der Helden der „Titanic“, den Telegraphisten Philipps, soll ein Denkmal in einer großen Hafenstadt errichtet werden, da er mit fast übermenschlicher Kraft bis zum letzten Augenblicke an seinem drahtlosen Apparat ausharrte, um dem furchtbar verletzten Schiffe die letzte Möglichkeit einer Rettung nicht zu rauben. Bekanntlich hat Philipps mit seinem drahtlosen Apparat den Schreckensruf, daß das Schiff in Gefahr sei, in alle Weltrichtungen hinausgeschickt und ist auch von seinem Posten nicht gewichen, als bereits das Schiff im Sinken war und sich alle anderen Passagiere und Mannschaften daran machten, den verlorenen Dampfer zu verlassen. Das Denkmal für diesen Helden wird der ungewöhnlichen Veranlassung seiner Entstehung Rechnung tragen und schon in seiner äußeren Form auf die Geschehnisse hinweisen, die sich während jener entsetzlichen Nacht auf dem Atlantischen Ozean abspielten: Philipps soll ein Denkmal erhalten, das gleichsam auch das erste Denkmal für drahtlose Telegraphie genannt werden kann, denn es wird in stilisierter Form den drahtlosen Telegraphenapparat als seinen Hauptbestandteil anzuweisen. Es ist derart gedacht, daß Philipps in Ueberlebensgröße an einem drahtlosen Apparat sitzend dargestellt wird, wie er gleichsam die Hilferufe für das sinkende Schiff ausspricht. Die Sammlungen für dieses Denkmal sollen sofort beginnen. Die Entwürfe werden voraussichtlich durch einen Wettbewerb beschafft werden, an dem sich Künstler aller Nationen beteiligen können.

Die Entführung von zwei jungen Mädchen aus den höheren Ständen hat in Hannover über die beiden in Frage kommenden Familien schwere Trübsal gebracht. Im vorigen Sommer machte die Familie eines dortigen höheren Beamten im Seebad die Bekanntschaft einer französischen Familie, bei der sich auch ein junges Mädchen befand, mit dem sich die Tochter des Beamten so eng befreundete, daß sie einer Einladung zum Besuche in Frankreich gern Folge leistete. Mit Einwilligung der Eltern fuhr das junge Mädchen nach Paris und schrieb von dort noch eine Karte, auf der sie ihre Ankunft mitteilte. Seitdem haben die Eltern nichts mehr von ihrer Tochter gehört. Die Sache ist von den Behörden verfolgt worden; aber man hat das zweifelhafte Mädchen nicht auffinden können. Wie verlautet, sind neuerdings Spuren entdeckt worden, die nach Spanien führen. Der zweite Fall betrifft die Tochter eines höheren Offiziers, die aus einer französischen Austauschpension verschwunden und auch längere Zeit nicht aufgefunden werden konnte, bis sie dann in einem öffentlichen Hause Londons entdeckt wurde. Die Mutter ist durch die Sorge und Angst um ihr Kind geisteskrank geworden. Die beiden Fälle sind so trauriger Natur, daß sie bei aller Rücksicht auf die schwer getroffenen Familien zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht werden müssen, damit nicht noch weitere deutsche Familien in dieser schändlichen Weise unglücklich gemacht werden.

Was die Völker für den Friedenspalast gestiftet haben. Eine holländische Zeitung hat in diesen Tagen eine Aufstellung der Geschenke veröffentlicht, die die einzelnen Staaten bisher für die Einrichtung des Friedenspalastes im Haag gemacht haben, dessen Einweihung voraussichtlich im Frühling kommenden Jahres stattfinden wird. Danach hat Holland den Grund und Boden gestiftet, auf

dem sich der stattliche Palast erhebt. Außerdem hat die niederländische Regierung dem Friedenskomitee noch sieben gemalte Scherben zum Geschenk gemacht, die für das Treppenhause Verwendung finden sollen, und für die Ausschmückung des Sitzungssaales hat sie vier Gemälde von J. Bol leihweise überlassen. Belgien hat Türen aus Bronze und Schmiedeeisen gestiftet. England hat vier gemalte Fenster zum Geschenk gemacht, die für den großen Sitzungssaal verwandt werden sollen. Frankreich hat mehrere Gobelins für die beiden Sitzungssäle gestiftet, und Deutschland hat ein monumentales Eingangstor für den Park beigegeben. Italien hat den nötigen Marmor überwiesen, und die Schweiz hat ein Erzeugnis der heimischen Kunst, ein wahres Wunderwerk von Uhr für den Turm zum Geschenk gemacht. Die Türkei hat einen großen Teppich gestiftet, und Rußland hat eine große Vase überreicht. Schweden und Norwegen haben große Mengen von Granit geliefert, und die Vereinigten Staaten haben ein Denkmal gewidmet, das auf dem unteren Absatz der großen Straße aufgestellt werden soll. Dänemark hat einen Brunnen für den inneren Hof gestiftet; Argentinien und Chile haben ein gemeinsames Geschenk gemacht, indem sie eine Kopie des antikalischen der Versöhnung beider Staaten auf der Grenze ihrer Gebiete errichteten Denkmals überreicht haben. Oesterreich hat mehrere Bronzetafelwerke gestiftet, und Ungarns Geschenk besteht aus Vasen und Wandteppichen. Auch die östlichen Staaten haben dem Friedenspalaste Geschenke überwiesen, und zwar hat China vier große, kostbare, chinesische Vasen gestiftet, und Japan hat einen Wandteppich, der ein wunderbares Stück japanischer Kunst darstellt, für den Saal des Verwaltungsrates überreicht.

Eine Erinnerung an die Tiroler Freiheitskämpfe. Aus Innsbruck, 21. ds., wird berichtet: Heute Sonntag wurde hier in Anwesenheit einer großen Anzahl von Festgästen die neue Kreuzkapelle auf dem Berg Isel, der berühmten Schlachtplatz des Jahres Neun, feierlich eingeweiht. Die Kapelle, ein einfacher Barockbau in der Art der malerischen Landkapellen, steht rechts hinter dem Andreas-Hofer-Denkmal im Schatten alter Baumriesen und enthält als einzigen Schmuck jenes monumentale Kreuzifix, das dem großen Festzug im Jahre 1909 vorangetragen wurde. Die Kapelle ist zur Erinnerung an die damalige Landesfeier errichtet und soll in Zukunft alljährlich am 29. August, dem Tage des großen Festes, der Ort einer Gedächtnisfeier sein. Die Einweihung der Kapelle gestaltete sich zu einer überaus prächtigen und eindrucksvollen Feier. Aus den meisten Tälern des Landes waren die Schützen- und Stürmer-Kompagnien in ihren alten bunten Volkstrachten mit den historischen, zum Teil schon völlig zerfetzten, Fahnen erschienen, und so erlebte die Zuseher fast eine Wiederholung der einzigartigen Jahrhundertfeier des Jahres 1909, besonders als die ausgerüsteten Truppen und Schützenkompagnien vor dem Hohenbühl am Berg Isel nach der Einweihung defilierten. Die Stürmergruppen mit den Schwedegespießern und Trommlern erregten vor allem die Aufmerksamkeit der nach vielen Hunderten zählenden Zuseher.

Der Aufwand der evangelischen Missionen für die deutschen Kolonien. Nach einer Zusammenstellung in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift haben im Jahre 1911 bzw. 1910 die evang. Missionsgesellschaften für ihre Arbeit in den deutschen Kolonien rund beinahe vier Millionen Mark ausgegeben. Von dieser Summe entfallen zwei Drittel auf deutsche, ein Drittel auf ausländische Gesellschaften. Nimmt man zu diesen Zahlen noch das

von den betreffenden Missionen an Gebäuden, landwirtschaftlichen und industriellen Einrichtungen und Ländereien investierte Kapital hinzu, so gewinnt man eine Vorstellung davon, welche bedeutenden wirtschaftlichen Faktor die Missionen auch protestantischerseits in unseren Kolonien darstellen. Freilich ist die Gewinnung wirtschaftlicher Werte nicht ihr eigentliches Ziel und insbesondere haben die Einzeler an dem Gewinn des Unternehmens keinerlei Anteil, sondern geben ihr gesamtes Kapital von vornherein a fonds perdu. Die durch die Arbeit der Missionsgesellschaften allgemein kulturellen, intellektuellen, hygienischen und im engeren Sinn wirtschaftlichen Werte kommen lediglich den Eingeborenen, sowie den anderen europäischen Unternehmungen und damit dem Gesamtwohl der Kolonien zugute.

Gedankenpflücker.

Die einzigen Geheimnisse, die eine Frau bewahren kann, sind Toilettengeheimnisse.

Wer ein lustiges Leben führt, nimmt es selten humorvoll.

Je höflicher der Wirt, desto schlechter der Wein.

Bu unseren Bildern.

Alfred Krupps 100. Geburtstag

fällt auf den 26. April dieses Jahres. Als der Begründer der Essener Waffenindustrie zur Welt kam, leitete sein Vater Friedrich schon seit einem Jahre die neugegründete Fabrik. Als aber Friedrich Krupp im Jahre 1826 starb, zählte die kleine Gußstahlfabrik nur sechs Arbeiter. Der erst 14jährige Alfred unterstützte seine Mutter, die die Leitung der Geschäfte übernahm. Seine großen Fähigkeiten zeigten sich bald. Auf großen Geschäftsreisen erwarb er große Kenntnisse. Im Jahre 1836 wurde in der Fabrik die erste Dampfmaschine aufgestellt. Im Jahre 1843 konnte die Firma die große Metallwarenfabrik in Berndorf gründen, deren Maschinen zum Auswalzen von Röllern Krupp erfunden hatte. Im folgenden Jahre beteiligte sich die Fabrik zum ersten Male an einer Ausstellung. Dies waren die bescheidenen Anfänge Alfred Krupps. Als der große Industrielle am 14. Juli 1887 starb, konnte er auf Erfolge zurückblicken, die zu diesen Anfängen in gar keinem Verhältnis standen. Dem Hause Krupp gehörten Kohlen- und Eisengruben in großer Anzahl, die Zahl der Arbeiter gleich der Bewohnerzahl einer mittleren Stadt. Die Gußstahlfabrik in Essen besaß gegen 100 Dampfhammer, gegen 300 Dampfmaschinen. Kaiser und Fürsten kamen herbei, um die Anlagen zu besichtigen oder auf dem Schießplatz von Meppen dem Donner der Geschütze zu lauschen, die Krupp geschaffen hatte. Mit Kruppschen Geschützen waren die Siege von 1870/71 gewonnen worden; mit Kruppschen Panzern zogen die deutschen Kriegsschiffe durch die Meere.

Die Unterseeboote der deutschen Flotte

gewinnen eine immer größere Bedeutung. In der Reichstagsdebatte über die neue Marinevorlage hat der Staatssekretär des Reichsmarineamts Großadmiral v. Tirpitz erklärt, daß es in Zukunft etwa 70 Unterseeboote geben soll, die ähnlich wie die Torpedoboote organisiert werden sollen. Unter diesen Umständen wird es unsere Leser interessieren, die deutschen Unterseeboote im Bilde kennen zu lernen. Alle Abbildungen von Unterseebooten, die bisher in illustrierten Blättern zu sehen waren, stellten Bootstypen ausländischer Marinen dar. Unsere heutigen Aufnahmen zeigen deutsche Unterseeboote während einer der Übungsfahrten.

Jeden Mittwoch und Freitag werden Federn gereinigt.

Gute Betten

(Oberbett, 1 Haipfel, 1 Kissen) gut gefüllt prima Barchent von 29.- an

Bettfedern u. Flaum

in bekannt vorzüglichen Qualitäten

Mk. 1.80 2.- 2.⁶⁰ 3.- 3.³⁰ etc.

Günstige Einkaufsgelegenheit für Brautleute

Meine nach neuestem verbessertem System eingerichtete Bettfedern-, Dampf- und Reinigungsanstalt empfehle zur gefl. Benützung.

Hermann Reichert, Nagold.

